

Christiane Lahusen, Zukunft am Ende. Autobiographische Sinnstiftungen von DDR-Geisteswissenschaftlern nach 1989 (Histoire, Bd. 52), Transcript Verlag, Bielefeld 2013, 321 S., brosch., 35,99 €, auch als E-Book erhältlich.

Das Jahr 1989 markiert für die Geschichtswissenschaft eine zentrale zeithistorische Zäsur, wird das Ende der DDR offensichtlich doch viel stärker mit den Ereignissen des Sommers und Herbsts jenes Jahres sowie dem Fall der Berliner Mauer assoziiert als mit dem 3. Oktober 1990. Die Ereignisse des 9. Novembers selbst sind längst verbindendes Element etablierter gesellschaftlicher, wissenschaftlicher und medialer Diskurse und stehen stellvertretend für weitere Inhalte, die sich problemlos dazu eignen, die Geschichte des ostdeutschen Staats perspektivisch vor allem vor dem Hintergrund ihres Untergangs her darzustellen.

Es ist das besondere Verdienst der Zeithistorikerin Christiane Lahusen, das Jahr 1989 als Zäsur zu profilieren, die auf politischer Ebene zwar zweifellos das Ende eines Staats vorwegnimmt, auf individueller und kultureller Ebene jedoch durchaus geeignet ist, um als Ausgangspunkt neuer Zukunftsentwürfe zu dienen. Hierzu hat sie die Lebenserzählungen von sechs DDR-Geisteswissenschaftlern analysiert, deren Geburt in den 1920er- und 1930er-Jahren sie als Angehörige einer Generation kennzeichnet, für die die DDR nicht nur vielfach die adäquate Antwort auf die Zäsur von 1945 war, sondern denen der ostdeutsche Staat Möglichkeiten des beruflichen Aufstiegs und der gesellschaftlichen Partizipation anbot, die späteren Generationen nicht mehr in vergleichbarer Form und Umfang möglich waren: Herbert Hörz, Wolfgang Jacobeit, Fritz Klein, Eckart Mehls, Werner Mittenzwei und Kurt Pätzold konnten auf dem Gebiet ihrer beruflichen Tätigkeiten als Wissenschaftler – trotz aller ebenfalls erkennbaren strukturellen und intentionalen Hindernisse im akademischen Betrieb – bis zum Ende der DDR zu Akteuren ihrer Gesellschaftsordnung werden. Allen Autoren ist gemeinsam, dass sie in hohem Ausmaß und in sehr persönlicher Form ihre individuellen und beruflichen Positionen zu den „klassischen“ Zäsuren der ostdeutschen Geschichte in Beziehung setzen. Auf den ersten Blick zeigen ihre Texte eine zuweilen an Chronistenpflicht erinnernde Synchronisierung von Lebens- und Zeitgeschichte, bleiben also nicht nur weitgehend parteilich der Sache des Sozialismus (und der offiziellen Deutungen von Ereignissen wie dem Mauerbau, dem Prager Frühling, dem Machtwechsel Ulbricht-Honecker oder dem Prozess der Entstalinisierung) verbunden, sondern folgen auch gleichsam dem Ordnungsmuster welthistorischer Zeitordnungen. Hieraus resultiert in letzter Konsequenz das vermeintlich unveränderbare Schicksal einer negativ zu bilanzierenden Lebensleistung, scheint das Ende der DDR doch letztendlich nicht nur mit dem Ende der vertrauten beruflichen Position der Autoren zusammenzufallen oder diese vorwegzunehmen, sondern auch mit der Entwertung ihrer gesellschaftlichen Funktion. An zahlreichen Stellen ihres Textes gelingt es Christiane Lahusen jedoch nachzuweisen, dass die narrative Analyse der Autobiografien den Aussagen ihrer Autoren auf einer gleichsam „subkutanen“ Ebene widerspricht: Die Zäsur von 1989 ist für sie alle ein offen beklagter Endpunkt in der Geschichte des aus ihrer Sicht zwar problembehafteten, dennoch grundsätzlich besseren Deutschlands. Bezogen aber auf ihre eigenen beruflichen Projekte und ihre Selbstwahrnehmung als kritische Bürger ziehen sie in ihren Ausführungen lediglich ein Schlussstrich unter die spätestens seit den 1970er-Jahren schwindenden Hoffnungen auf eine optimistische gesellschaftliche Zukunft, während sie beinahe im gleichen Atemzug das produktive Potenzial künftiger gesellschaftlicher Entwicklungen mit neuen – aber eigentlich doch wieder sehr lange gehegten und wohlvertrauten – Hoffnungen zu verbinden scheinen: „Erst das Ende der DDR bringt die Rückkehr der sozialistischen Utopie.“ (S. 259) Gerade weil diese Zukunft utopisch ist und (wenigstens zu Lebzeiten der Autoren) nicht mehr verwirklicht werden kann, kann in ihren Texten das eigene vergangene und gegenwärtige, das berufliche wie private Handeln sinnstiftend umgedeutet werden und erneut eine besondere Bedeutung erhalten. Vor diesem Hintergrund markiert das Jahr 1989 für sie vor allem die Möglichkeit zur Fortsetzung der im Verlauf der Existenz der DDR ins Stocken geratenen lebensgeschichtlichen und weltgeschichtlichen Transformation.

Die narrativen Analysen, die Christiane Lahusen vornimmt, sind angesichts der Eitelkeit, Selbstverliebtheit und Arroganz, die in den Texten der behandelten Autoren in nicht selten dominierender Form deutlich werden, von einer solch beeindruckenden Sachlichkeit, dass der Rezensent – nicht zuletzt vor dem Hintergrund der eigenen Arbeiten zu diesem Thema – der Autorin größten Respekt zollen muss. Mit diesem Buch liegt nicht nur eine der wohl inhaltlich intelligentesten Analysen autobiografischer Texte zur DDR der letzten Jahre vor, zugleich wird das theoretische und methodologische Potenzial des Mediums „Autobiografie“ und die immense wissenschaftliche Bedeutung literarischer Narrative für die moderne Zeitgeschichte in vorbildlicher Weise entwickelt und umgesetzt. Vor diesem Hintergrund ist es nachvollziehbar – auch wenn dies in der gewünschten Deutlichkeit von Christiane Lahusen leider nicht selbst erläutert wird –, dass sich die Analyse auf nur wenige Quellentexte beschränken kann und die Auswahl der Autoren (keine Naturwissenschaftler, keine Künstler, keine Dissidenten, keine Frauen, keine gescheiterten Akademiker, keine Nicht-Akademiker) weniger methodisch begründet als durch die inhaltliche Qualität der Analysen legitimiert wird. So rückt die Analyse nicht einen kleinsten gemeinsamen biografischen Nenner zahlloser autobiografischer Texte einer demografisch heterogenen Gruppe in den Mittelpunkt, sondern eröffnet durch den engen Fokus tatsächlich einen unerwarteten Blick auf gänzlich neue Ergebnisse, durch welche die Erinnerungen an die Existenz und das Ende der DDR in ihrer lebensweltlichen Wirkung auf die Bürgerinnen und Bürger des vereinten Deutschland ambivalenter wahrnehmbar zu werden scheinen. Und damit leistet Christiane Lahusen der Geschichtswissenschaft, die sich bedauerlicherweise nur sehr selten den problematischen Implikationen ihrer kategorialen Grundlagen bewusst ist, beinahe nebenbei noch einen besonderen Dienst: Denn „das Mehrdeutige, Widersprüchliche, Fragile, Subjektive, Kontingente, das einer stärker am Individuum als an der Institution ausgerichteten Geschichtsschreibung anhaftet, zwingt dazu, jeden sich abzeichnenden Konsens einer ‚großen Erzählung‘ immer wieder neu zu überprüfen.“ (S. 273) Vor diesem Hintergrund muss es selbstverständlich werden, die einleitend angesprochene Zäsur von 1989 nicht länger einfach nur als einen finalen Abschnitt der DDR-Geschichte, sondern auch als Beginn einer gesamtdeutschen Erinnerungsarbeit zu verstehen.

Stefan Zahlmann, Wien

Zitierempfehlung:

Stefan Zahlmann: Rezension von: Christiane Lahusen, Zukunft am Ende. Autobiographische Sinnstiftungen von DDR-Geisteswissenschaftlern nach 1989 (Histoire, Bd. 52), Transcript Verlag, Bielefeld 2013, in: Archiv für Sozialgeschichte (online) 57, 2017, URL: <<http://www.fes.de/cgi-bin/afs.cgi?id=81783>> [15.9.2016]